

Nora und Gerd Günther

Aribo Ritter der Harig-Feste

Historischer Roman

Über die Autoren:



Nora Günther, 1967 in Hoyerswerda geboren, studierte Verfahrenstechnik in Freiberg und Marketing / Management in Nancy, arbeitete zunächst als Software-spezialistin, führte folgend ein eigenes EDV-Unternehmen. Danach forschte und unterrichtete sie an einer technischen Universität, bevor sie sich endgültig dem belletristischen Schreiben zuwandte. Sie lebt heute mit ihrer Familie in Südbrandenburg. Weitere Informationen finden Sie auf der Homepage der Autorin unter www.nora-g.de



Gerd Günther, 1967 in Großhain geboren, studierte Hochbau in Cottbus, arbeitet als Bauingenieur und Denkmalschützer im öffentlichen Dienst. Er ist begeisterter Ahnenforscher, hat sich der Aufarbeitung der Regionalgeschichte verschrieben und unterstützt seine Frau Nora bei der Recherche und als Co-Autor für die historischen Romane.

Über diesen Roman:

Die Handlung beruht auf einer Sage sowie überlieferten Fakten zu den legendären Heiderittern, Zisterziensern aus dem Kloster Dobrilugk und einer Adelsfehde mit den Grafen von Brehna.

Recherchiert wurde jahrelang in Archiven und Museen, in Meißen, Bad Liebenwerda und Doberlug, auch beim Experten für das Zeidlerwesen.

Nora und Gerd Günther

Aribo

Ritter der Harig-Feste

Historischer Roman



Günther Verlag

1. Auflage: 10/2009

Verlag, Gestaltung und Satz:

Gerd und Eleonore Günther, Uebigau-Wahrenbrück / OT Prestewitz
www.nora-g.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Fotos von Claudia Hofmann

Illustrationen: Astrid und Gerd Günther

ISBN 978-3-00-026874-8

Mir wart in men lebnn di Ehr tzw teyle
eyn dir edelstyn manenn im Myssischnn Lande
tzw dienstyn tzw syn, dem Harig Riter Aribo.

Wir warn gebrudire
zwr nich dem blvte nach, doch eyns in vnsern selenn.

Wir warn getzuge in dem cryg
vnd dir czwytracht tzw Ubigowe
do man tzalte nach Gots gibort
tzwelf hundirt Jar vnd dryzzig Jar,
vnd daz is geschehnn...

Vrben der hendeler

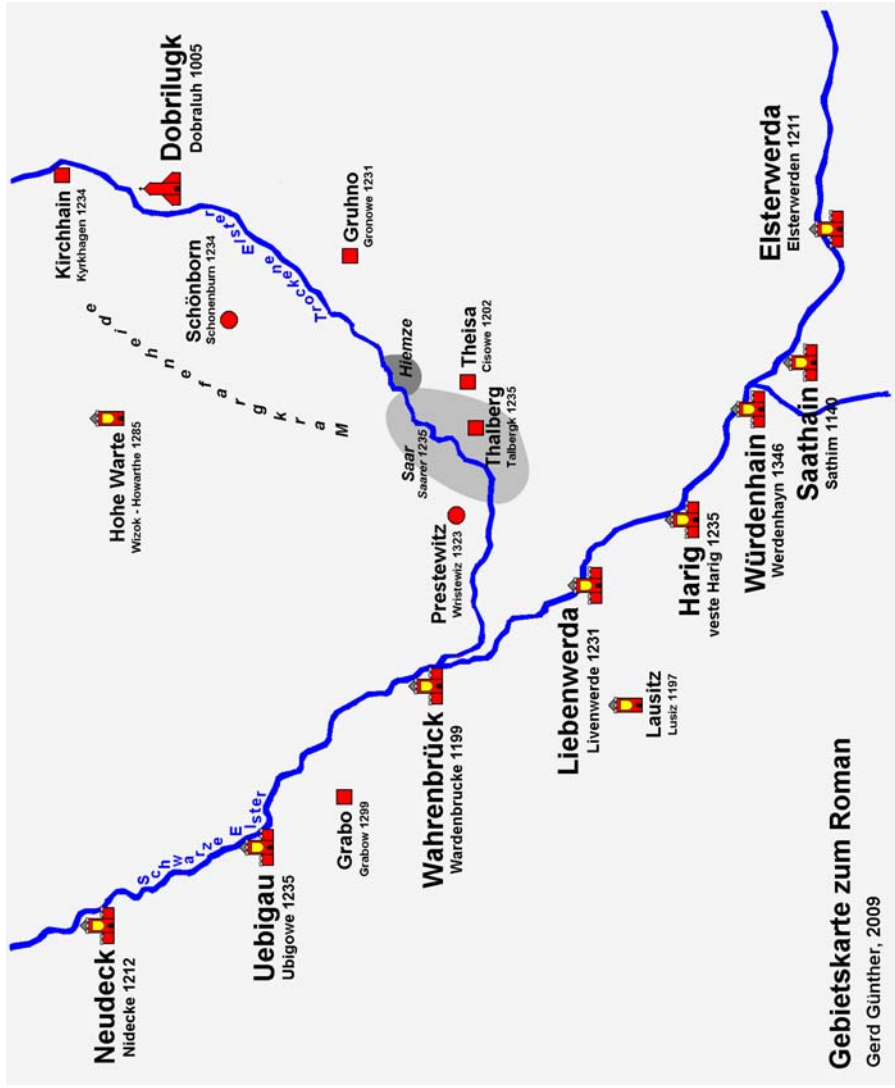


Mir wurde in meinem Leben die Ehre zuteil
einem der edelsten Männer im Meißenischen Lande
zu Diensten zu sein. Dem Harig-Ritter Aribo.

Wir waren Brüder,
zwar nicht dem Blute nach, doch eins in unseren Seelen.

Ich war Zeuge in dem Krieg
und der Zwietracht zu Uebigau,
nach Gottes Geburt im Jahre 1230,
und das ist geschehen ...

Urban der Händler



Gebietskarte zum Roman

Gerd Günther, 2009

Der Schlag des Schicksals

Zuerst hörte ich nur ein Knirschen, ein fast unbedeutendes Knacken von trockenem Holz.

Nicht bedrohlich, eigentlich kaum erwähnenswert im Warenlager meines Vaters, das neben der Waffenschmiede lag. In dem konnten die Gehilfen durch die geschickte Aufteilung von gezimmerten Regalen, steinernen Arbeitsflächen und dazwischenliegenden Gängen ohne sich gegenseitig zu hindern umher eilen. Etwa um wie soeben Kiesel zu holen, diese in den Kessel mit Schmirgel und Öl zu kippen, kräftig zu rühren und die entstandene Mischung zu den Schwertfeuern zu bringen.

Diese drängten sich ihrerseits geschäftig lärmend durch die Gänge, trugen die schon in der Waffenschmiede gefertigten und geschliffenen Klingen zu den Holzscheiben an ihre eigenen Arbeitsplätze im Warenlager.

Natürlich ging auch das anschließende Bestreichen der Klingen mit der Mischung, das Glätten und Blankpolieren auf den rotierenden Holzscheiben nicht ohne Geräusche ab. Genauso wenig wie das Befestigen der Griffe, das Säubern der zum Handel bestimmten Waffen und das Verpacken in geflochtene Körbe oder in mit Werg ausgepolsterte Kisten.

Das anschließende Beladen unseres zweirädrigen Karrens mit diesen Kisten voller Pfeile, Lanzen, Dolche, Schwerter und Streitäxte trug ebenfalls zum beständigen Surren, Schwirren und Klirren, gelegentlich aufbrausenden Lärm in den mannshoch gemauerten Wänden bei.

Warum sollte ich das Knirschen also beunruhigend finden?

An diesem Ort, den ich schon als Kind besucht hatte? So oft es mir möglich gewesen war – und wo ich dann heimlich wie ein Taugenichts durch die Regalfluchten schlich, mich hinter den Truhen und Fässern versteckte, den herben Geruch begierig einsog, dem Hämmern und den Scherzen der Männer in ihren ledernen Schürzen lauschte. Inzwischen wäre meine Größe beim Verstecken hinderlich gewesen, wie es mir nun auch mein Stolz gebot, sich hier endlich wie ein Mann zu bewegen, aufrecht und festen Schrittes.

An diesem Ort, den mein Vater als Letztes aufsuchte, bevor er sich auf eine seiner unzähligen Reisen begab, und den er als Erstes mit seiner Anwesenheit beglückte, kaum dass er von seinen Fuhrwerkskarren gestiegen oder von Bord unseres Schiffes gegangen war.

An diesem Ort, an dem er mit meinem nur unwesentlich älteren Bruder die

Geschäfte besprach, während ich, der unbedeutende Urban, den heimischen Hof hütete, mich mit Vieh und Feldarbeit begnügen, sogar Mutter und Schwestern zur Hand gehen musste. Mittlerweile hatte ich die ziehende Sehnsucht nach dem Händlerdasein tief in mir verstaut, anfangs auch nur vorsichtige Freude empfunden, als mein Vater mich heute Morgen zu sich gewinkt hatte, kaum dass er von der Mahlzeit aufgestanden war.

Ich sollte ihn ins Warenlager begleiten! Ich! Endlich! Doch ... warum, wozu? Ich war es gewohnt, dass mein Vater seine Worte sparsam verwendete und erwartete, dass ich meine Neugier bezwingen, auf die Erklärung zur rechten Zeit warten könne.

Dennoch fiel es mir heute sehr schwer, seinem Wunsch zu entsprechen. Meine Vorfreude wuchs – während der ganzen Zeit, als er sich von Mutter verabschiedete, bedächtig und würdevoll den sommerlichen moosgrünen Umhang mit den bortenverzierten Ärmeln überstreifte und ihn mit dem sagenhaften Gurt schloss.

Meine Spannung steigerte sich noch, als wir vom Haupthaus über den Hof zum Warenlager gingen und er innehielt, um die Augen mit der Hand abzuschirmen und die aufsteigende Sonne zu betrachten. Dabei jedem die Gelegenheit gab, ihn und seine Kappe mit dem Zeichen des Vorstehers der Händlergilde zu bewundern, den sorgfältig gekürzten Bart, den allwissenden Blick, die streng geschlossenen Lippen.

Es war ein Anblick, der einen in die Flucht schlagen konnte.

Doch heute hatte ich mich nicht abgewandt, war gern in seinem Schatten geblieben und sogar noch näher aufgerückt, als wir das Warenlager betreten hatten, uns nun inmitten der Gehilfen und Schwertfeger bewegten ...

Aber jetzt, in diesem Augenblick hielt ich die Ungewissheit nicht mehr aus, verdrängte sogar den Gedanken an das Knirschen, das mich abgelenkt hatte.

„Vater“, ich eilte hinter ihm her durch das Warenlager, „warum ...?“

Doch er achtete nicht auf mich, drehte sich stattdessen zu dem älteren Mann um, der schon vor dem Tisch mit den meisterhaft gefertigten Bogen auf uns gewartet hatte und ein langjähriger Vertrauter der Familie war.

Bero, unser Faktotum, Helfer, Beistand, Stütze des Vaters – und irgendwie wirkte er auch wie ein Abbild des Familienoberhauptes.

Er grüßte mich nur kurz und raunte sofort meinem Vater etwas zu.

„Bitte, ich frage mich ...“ Ich war entschlossen, nicht nachzugeben.

Aber mein Vater, Herr über Haus, Hof und Umgebung, hob nur die Hand, um mir zu zeigen, dass ich schweigen solle und flüsterte stattdessen Bero zu: „Wir dürfen keinesfalls den Markgrafen ...“

Ich stutzte.

Es ging um den Herrn Heinrich? Was konnte der junge Landesherr, halb so alt wie ich selbst, denn von uns wollen? Ich bemühte mich sehr, dem Gespräch zu folgen, beugte mich vor und konnte mich dabei sogar in der kunstvoll gearbeiteten Gurtschnalle meines Vaters erkennen.

In der Schnalle, die üblicherweise jeden Sonnenstrahl spielerisch einfing und glänzend zurückwarf, die jedem Entgegenkommenden ins Auge sprang, den Bürgern im Meißenischen Lande die Wichtigkeit des Trägers bestätigte.

Und mir jetzt eine gerunzelte Stirn, verkniffene Augen, eine hochgezogene Lippe und entblößte Zähne zeigte. Das Gesicht eines Lauschers – mein Gesicht.

Doch ich konnte trotz meiner Anstrengungen nichts von den gehauchten Botschaften verstehen, und um nicht noch den Halt zu verlieren, die Männer womöglich ungehörig zu rempeln, gab ich auf und wandte mich ab.

Trat mehrere Schritte zur Seite und betrachtete geflissentlich das Wirken der Gehilfen ... und richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf das Knirschen.

Mittlerweile war es lauter geworden, so, als ob es sich auf einen größeren Einsatz vorbereiten wollte.

Ich ließ meinen Blick im noch nicht vom Sonnenlicht vollständig erhellten Raum über die Köpfe der Anwesenden hinweg schweifen, doch ich konnte das Unheil erst erkennen, als es schon fast zu spät war. Dann allerdings in vollkommener Klarheit, so, als sollte ich die Gelegenheit haben, später darüber berichten zu können.

Dass sich die Stützbretter eines riesigen Warengestells an der rechten Seite meines Vaters so neigten, als wollten sie ihn begrüßen, als das leichte Knirschen mit einem Knall in drohenderes Splittern überging, die Bretter auseinander drifteten und die darauf verstaute Waffenmenge – wie von geisterhafter Kraft geführt – rutschend Kurs auf Vater und Bero nahm.

„Gebt Acht“, brüllte ich in höchster Verzweiflung, schnellte vor, riss mit der linken Hand Bero so nach hinten, dass der strauchelnd und verwirrt nach Halt suchen musste. Während ich mich weiter nach vorn lehnte und mit aller Kraft meiner rechten Faust Vater in den kurzen Gang hineinstieß ...

Was sich jedoch als Fehler herausstellen sollte.

Denn dorthin neigte sich eben das berstende Regal mit all den darauf abgelegten Ungetümen und schnitt ihm den einzig möglichen Fluchtweg ab.

Mein Vater versuchte entsetzt, sich mit hochgerissenen Armen vor den Wurfgeschossen zu schützen und die Schwertklingen, Pfeilspitzen, Messer und Äxte abzuwehren.

Ich durfte nicht hilflos zusehen, schüttelte Bero ab, mit dem ich mich verhakt hatte, warf mich gegen das kippende Monstrum, wollte den Zusammenbruch um jeden Preis mit meinen Schultern aufhalten.

Doch der Koloss war stärker, dröhnte höhnisch, setzte seinen Weg unter tosendem Geräusch fort, unaufhaltsam, unbeeindruckt von meinen Halteversuchen und den erschütterten Schreien der Umstehenden – genau auf meinen Vater zu, als wäre der sein erklärtes Ziel.

Metalstücke flogen durch die Gegend, fielen klirrend auf die Arbeitsflächen, polterten auf den Boden, bohrten sich in das Holz des gegenüberliegenden Gestells.

Sofort keimte Hoffnung in mir – dass das irr gewordene Regal dort seinen Meister finden würde, seinen Angriff abbrechen müsste.

„Runter!“, brüllte ich meinen Vater an. „Bedecke den Kopf!“ Und warte, bis sich das Monstrum im Gegenüber verkeilt, fügte ich keuchend in Gedanken hinzu.

Doch leider hatten wir nicht auf die untersten Latten geachtet – und genau die näherten sich meinem Vater rasend schnell, zerrissen die Bekleidung, quetschten die Beine, bohrten sich in seinen Leib, schabten an der blanken Gurtschnalle, drückten erbarmungslos Schreie aus seinem Mund.

So furchtbare Schmerzenslaute, dass sich mir die Nackenhaare sträubten.

„Helft ihm doch, holt ihn heraus“, schrie ich die Gehilfen an, sobald das eingebrochene Regal zum Stillstand gekommen war.

Ihnen voran stürzte ich mich auf die zersplitterten Regalreste, griff mit bloßen Händen nach den glänzenden Schneiden, zerrte Eisen, Stahl, Bronze, Silber und Zinn von meinem Vater herunter, beachtete kaum die eigenen Schmerzen, die Schnitte in den Fingern, die Holzspäne in den Handflächen.

„Ihr drei! Holt Hilfe! Fragt nach den kräuterkundigen Mönchen. Schafft den Bader herbei ... und sucht auch nach der weisen Frau“, wies plötzlich Bero die neben mir beschäftigten Helfer an.

Dem jüngsten aller Männer im Raum rief er mit ebenso beherrschter Stimme zu: „Du bringst mir die Trage aus dem hinteren Teil des Lagers!“

Ich richtete mich zitternd auf und bemerkte erstaunt, wie Bero die Ruhe behalten hatte und vermochte, die Männer in dem Wirrwarr weiter anzuleiten.

„Ihr zwei stützt den Rest vom Regal! Und ihr“, er schob die verbleibenden zwei Schwertfeger zu den Trümmern, „zieht den Herrn mit größtmöglicher Eile heraus. Aber“, fügte er drohend hinzu, „tut es mit Sorgfalt! Achtet auf die Wunden!“

Und, als ob er seine Stimme beliebig anpassen könnte, sprach er nun wie gewohnt ehrerbietig auf meinen Vater unter den Bruchstücken ein. „Herr? Wir wollen Euch auf die Trage betten. Könnt Ihr das aushalten?“

Ich wartete gemeinsam mit Bero auf eine Antwort.

Doch nichts ließ erkennen, dass mein Vater die Frage verstanden hatte, eine Anweisung geben konnte.

„Herr?“ Beros Stimme wurde dunkler.

Bei mir ergriff die Furcht die Herrschaft, schnürte mir einerseits den Hals zu und ließ andererseits die letzten Dolche aus meiner kraftlosen Hand rutschen, scheppernd zu Boden fallen.

Als ob das ein Zeichen für Bero gewesen wäre, fuhr er herum und fauchte die Schwertfeger an, die schon nach Umhang und Gürtel meines Vaters griffen.

„Eilt euch!“

Doch ich konnte es ihren fassungslosen Gesichtern ansehen, dass sie die Anweisung nicht gebraucht hätten, um den Rest vom Trümmerhaufen beiseite zu räumen und ihren leblos wirkenden Brotgeber hervor zu ziehen.

„Herr?“

Bero kniete sich neben Vater, nahm ihm die verrutschte Kappe vom Kopf, enthüllte ein zerkratztes Gesicht und flackernde Augen, bebende Lippen.

„Herr, Ihr lebt! Gott sei's gedankt!“

Die Erleichterung in Beros Stimme machte auch mir Mut. Aber ich war noch nicht fähig, mich bewegen oder etwas sagen zu können.

Endlich kam auch der Junge mit der Trage zurück, doch Bero hielt ihn noch vom Verletzten fern.

„Wirst du vorher den Schmutz abwischen!“ Jetzt hatte er eine schrille, fast kreischende Stimmlage gewählt. „Willst du deinen Herrn auf Dreck legen?“

„Nein.“ Der Junge riss sich das Hemd vom Leib und wischte damit so unbeholfen auf der Trage herum, dass es einen dauern konnte.

Bero empfand ersichtlich nicht so, denn noch während er den Jungen grob

beiseite schob, winkte er schon mit einem Arm die Männer herbei, die das Regal abgestützt hatten und mit dem anderen zeigte er den Schwertfegern an, wo sie sich aufzustellen hatten.

„Haltet alle vier die Trage!“

Er hatte den Satz noch nicht beendet, den Männern auch kaum Gelegenheit gegeben, die Holme fest zu greifen, da warf er sich schon auf die Trage, die gelegentlich für den Transport der Kisten zum Schiff genutzt wurde.

Als nichts weiter passierte, weder die Männer schwankten noch die Trage ächzte oder knirschte, nickte er befriedigt und rollte sich herunter.

„Legt die Trage neben den Herrn auf den Boden. Fasst den Herrn unter die Achseln und an den Kniekehlen, hebt ihn an, wenn ich es sage.“

Offenbar wollte Bero nichts dem Gutdünken der Träger überlassen, aber keiner murrte, alle gehorchten wortlos.

„Jetzt!“

Nur seine Anweisung und das Stöhnen des Verletzten durchbrachen die Stille – aber vielleicht war ich auch nicht fähig, mehr zu hören.

Denn schon das Zusehen fiel mir schwer.

Zu beobachten, wie mein blutverschmierter Vater angehoben und aus dem Raum getragen wurde. In seinem bestäubten, eingerissenen Umhang, mit den zerrupften Ärmeln und den von Schnitten bedeckten Armen, mit den zerfetzten Beinlingen und geschürften Beinen, mit dem gequälten Leib unter der zerstörten Schnalle.

Ich wagte nicht, Vater oder Bero ins Gesicht zu sehen, mich dem Vorwurf in ihren Augen wegen des missglückten Stoßes und des darauffolgenden Verhängnisses zu stellen.

Dagegen beobachtete ich den Jungen, der auf Geheiß von Bero die verstreuten Klingen und Metalle einsammelte. Ließ mich dann von Bero aus dem Lager über den Hof zerrren und stolperte hinter der von den vier starken Männern geschulterten Trage her.

Ich folgte ihnen in unseren Wohnraum, der normalerweise erfüllt war von Fußscharren, Becherklirren, Essensgeräuschen und von Gesprächen über die Arbeit, über das Leben in der Mark Meißen, aufgelockert von Gelächter. Aber in dem Raum mit dem Esstisch, den Schemeln und der heimeligen Feuerstelle war noch nie ein Krankenlager wie dieses eingerichtet worden.

Ausgeführt von weinenden Mägden, die Stroh unter dem Fenster aufschütteten, darüber Tücher breiteten, Kissen legten und Kerzen anzündeten.

Die niedergedrückte Stimmung wurde noch verstärkt, als die Männer meinen Vater auf die Strohschütte betteten, begleitet vom Flüstern und Huschen der Mägde, von der gemurmelten Verzweiflung der herangeeilten Familie und der Knechte, die alle auf das Eintreffen der Heilkundigen warteten.

„Wie konnte das passieren?“, schrie meine Mutter, weinte ein ums andere Mal und mein Schuldgefühl redete mir ein, dass Bero mir zuliebe nicht antwortete.

Aber vielleicht hatte er auch schon längst meinen Namen genannt, allen den Schuldigen vorgeführt – und nur meine Ohren taten mir den Gefallen, nichts aufzunehmen, die Schmach nicht offenbar werden zu lassen.

Ich wollte nicht aufschauen und mich vergewissern, riskierte keinen Blick in die Runde und keinen Blick auf meine Mutter.

Krampfhaft schaute ich auf den Boden, zog mir einen Schemel in die vom Krankenlager entfernteste Ecke, setzte mich still hin und ergab mich meiner Seelennot, bis die Heilkundigen eintraten.

Hoffnung auf Heilkunde

Es kamen viele, was aber bei Rang und Namen meines Vaters nicht verwunderlich war. Beinahe reichte der Platz im Raum nicht mehr aus, obwohl unser Anwesen zu den größten Händlerhäusern zählte, gelegen zwischen Marktplatz und Hafen, am Fuße der Burg, in der Nähe von Markgraf, Bischof und Burggraf.

Die Nachricht von unserem Unglück schien bereits bis an die gegenüberliegende Stadtgrenze gedrungen zu sein, denn der Kuttenträger aus Sankt Afra war fast so schnell angekommen, wie der Abgesandte vom Hospital der Lorenzkirche – obwohl der eine nur den Marktplatz überqueren musste und der andere den längeren Weg hatte, an der burgräflichen Vogtei vorbei.

Auch der Bader, die weise Frau und andere Geistliche, vermutlich von der Frauenkirche und aus dem Dom, waren schon eingetroffen.

Sie begutachteten meinen Vater, beteiligten sich an den Rettungsversuchen – und holten nebenbei auch mich aus meiner Betäubung.

Einer tat sich am Krankenlager besonders hervor und meinte beim Abziehen der blutdurchtränkten Beinlinge.

„Wir müssen den Mann anbinden, damit er nicht zappelt. Dann sollten wir die Haut hier aufschneiden, die Brüche vom Bader richten lassen und die Haut wieder darauf legen.“ Schon zückte er Messer, Wundhaken, Nadel und Faden.

Zustimmendes Gemurmel erhob sich. Zumindest so lange, bis sich der Bader äußerte. „Wir sollten doch erst das Blut ablassen. Seht, hier sammelt es sich schon.“

Er wandte sich von den Beinen ab, zog die beiden Teile des zerrissenen Untergewandes beiseite und drückte zum Verdeutlichen auf den geschundenen Leib meines Vaters, beachtete dabei kaum die ausgestoßenen Schreie, die an den Wänden abprallten und so wild klangen, dass ich ihnen nur allzu gern entkommen wäre.

Der Bader war solche Töne anscheinend gewöhnt, murmelte beruhigend und griff nach den Schröpfköpfen.

„Dürfte ich etwas sagen?“

Die weise Frau meldete sich zaghaft zu Wort und deutete auf die Wunden meines Vaters.

„Er hat zuviel des Lebenssaftes schon verloren. Der Kranke muss erst

gestärkt werden. Mit meinen Kräutern und den heilsamen Tränken kann gleichzeitig das Blut gereinigt werden, die schlechten Säfte aus dem Körper über die Haut und die Notdurft getrieben werden. Ohne die Haut zusätzlich zu ritzen, die heißen Schröpfköpfe aufsetzen zu müssen.“

„Du kannst deinen Sud“, entgegnete der Bader herablassend, „dem Mann einflößen, wenn ich meine Arbeit getan und dem Kranken geholfen habe.“

Er zog sich seine Utensilien näher heran.

Doch das wollten die anderen Männer offenbar nicht.

Denn jetzt entbrannte ein zwar leise geführter, aber dennoch heftiger Streit darüber, ob meinem Vater nur die Schienen angelegt werden sollten, ohne die Bruchstellen unter der Haut in Augenschein zu nehmen oder ob doch gesägt, gerichtet und danach geschient werden sollte.

Ob nur geschröpft oder ob der Körper mit getrocknetem Tang, duftenden Ölen, bitteren Gewürzen, süßem Holz, berausenden Pflanzen, gebranntem Wasser oder mit Wurmsamen behandelt werden sollte.

Wieder war es Bero, der einen kühlen Kopf behielt und die Helfer darum bat, Gurt, Kleidung und Schuhwerk mit äußerster Behutsamkeit zu lösen, das immer noch sickernde Blut nur abzutupfen, die Wunden nicht auszustopfen. Danach nur die Arme und Hände meines Vaters mit sauberen Leinenbinden zu umwickeln, die Beine mit Vorsicht und leichten Hölzern zu schienen, auf jegliche Salben, Pasten und Tränke zu verzichten, den Leib meines Vaters nur noch sacht zu berühren.

Obwohl Bero nur ein Knecht war, entsprachen die kundigen Männer leise betend seinem Wunsch, während der Bader die Hölzer hervorholte und das kleinste davon meinem Vater in den Mund schob.

„Beisst drauf, das hilft gegen die Schmerzen beim Richten und Schienen.“

Ob der Bader recht behielt, war jedoch nicht zu bemerken, denn die Männer bildeten nun eine Traube um Vater, hielten ihn fest und schirmten alles ab.

Mir war es recht. Lieber sah ich matt der weisen Frau zu, die sich mit meiner Mutter in eine Ecke zurückgezogen hatte und ihr Zutaten zeigte. Der dämpfende Umhang, in den ich dabei eingebettet war, gefiel mir zusehends. Hielt der doch alle Fragen, jede Forderung von mir fern, ließ mich erst nach unmessbarer Zeit die pochenden Schmerzen in meinen Händen, meiner Schulter empfinden.

Und dieses Körperteil, das so kläglich beim Stemmen des rutschenden Regals versagt hatte, drängte mich jetzt zum Auftauchen, vertrieb die Trübung

vor Augen, Mund und Ohren. Ich stellte fest, dass nur noch wenige Helfer im Raum waren, seufzend und kopfschüttelnd meiner Mutter ihr Bedauern ausdrückten und die Gerätschaften einpackten.

„Wie geht es Vater?“, wandte ich mich, als sich auch der letzte Fremde entfernt hatte, mit brüchiger Stimme an Bero, der neben dem Krankenlager ausharrte.

Der antwortete nicht, warf mir nur einen leeren, mich aber ins Mark treffenden Blick zu und beugte sich zum Kissen, von dem sich Vaters blasswangiges Gesicht kaum abhob. Er schien einen Auftrag aus den flackernden Augen ablesen zu wollen, vielleicht flüsterte mein Vater ihm auch etwas zu.

Ich hörte es nicht, vernahm letztlich gar nichts und sah nur, wie sein Blut – durch meine Schuld – unaufhörlich aus dem Mund tröpfelte, sich den Weg zwischen grauen und braunen Barthaaren suchte und am Kinn aufgefangen wurde. Vom Lappen, den meine Mutter schluchzend hielt.

„Herrin?“ Bero drehte sich zu ihr. „Es tut mir leid, aber ich fürchte ... dass wir den Juden holen müssen.“

„Was?“ Der Schrei erstarb ihr zwar auf den Lippen, dröhnte jedoch mir in den so unzuverlässigen Ohren.

„Suche den Medicus“, Bero sprach schon weiter – und ich konnte nicht gleich erkennen, wen er meinte, „am schnellsten bist du, wenn du an der Stadtmauer entlang das Tor der neuen Elbbrücke passierst, dich rechts zur Triebisch wendest und dich gleich nach der Triebischfurt wieder rechts hältst und das jüdische Gebiet bis zur Synagoge durchquerst. Dort findest du auch den Medicus Ibrahim.“

„Wenn nicht?“, hauchte die Magd, an die sich Bero gewandt hatte.

„Dann suchst du den Rabbiner, bittest ihn um seine Hilfe, schilderst, was sich zugetragen hat. Eile dich!“

Beros Tonfall war so drängend geworden, dass ich eigentlich darüber nachdenken wollte.

Doch ich schaffte es nur, der aus dem Raum eilenden Magd nachzusehen, klammerte mich an die Zuversicht, dass Bero Vaters Bestes, und das ganz schnell wollte, auch die vielen Heilkundigen bereits ihr Können, ihr Wissen gegeben hatten, dass es doch nicht umsonst gewesen sein kann.

Aber ... nun schlängelte sich weitere Furcht wie eine giftige Otter in meine Gedanken, die Juden wurden doch gerufen, wenn ... „Vater!“

Weder Beros Blick noch Mutters erschreckter Aufschrei hielten mich an

meinem Platz im Hintergrund, ich schleuderte mich regelrecht durch den Raum und fiel keuchend am Krankenlager nieder.

„Verzeih mir, ich bitte dich in Gottes Namen, vergib mir.“

„Urban“, Vaters Stimme war nur noch ein Murmeln, so seicht wie das Wasser der Triebisch im Hochsommer, hatte alles von ihrer Unerschütterlichkeit eingebüßt.

Auch die sonst so strengen Lippen änderten sich, verzogen sich zu einem leichten Lächeln. Einem Lächeln, das mich erzittern und mir die ganze Schwere meiner Tat bewusst werden ließ, mich nicht an die verzeihende Güte meines Vaters glauben lassen wollte.

„Urban“, er schluckte, „du musst mir einen Wunsch erfüllen ... einen dringenden Auftrag ...“, röchelnd brach er ab.

„Natürlich!“

Gierig hing ich an seinen Lippen, beugte mich so nah über ihn, dass der Geruch des Blutes und des zerstörten Körpers mich schauern ließ.

„Bero“, Vater suchte mit den Augen nach ihm, „begleite Urban. Erkläre ...“

Erneut versagte ihm die Stimme, drückte jedoch mich mit dem Verklingen der Worte, dem so deutlichen Verschwinden der gewohnten Stärke nieder.

„Herr“, Bero schüttelte leicht den Kopf, überprüfte die Schienen und die sich schon verfärbenden Binden. „Lasst uns bitte erst für Eure Gesundheit sorgen. Die Reise können wir danach antreten.“

„Nein.“ Vater versuchte doch tatsächlich, sich aufzurichten. „Es duldet ... keinen Aufschub. Ihr beide ... müsst sofort ...“

„Herr“, Bero drückte ihn leicht zurück auf die Trage und flehte bereits. „Bitte, schickt mich jetzt nicht weg!“

„Mein treuer ... Freund.“

Vater schenkte ihm ein ebenso leichtes Lächeln wie vorhin mir.

„Mir wird ... bereits geholfen. Doch ich ... muss sichergehen ... dass ...“

„Ja, Herr.“

Bero rieb sich über die Augen, atmete tief durch, stand schwerfällig auf.

„Bitte überanstrengt Euch nicht. Seid gewiss, dass ich Eurem Sohn helfen werde, den Auftrag zu erfüllen. So wahr mir Gott helfe.“

„Der Freibrief muss ...“

„Herr, spart Eure Kraft. Ich weiß, wo ich ihn finde. Ich hole ihn und bereite alles für die Reise vor.“

„Vater“, ich begriff weder, was es mit dem Freibrief auf sich hatte, noch

konnte ich mir vorstellen, mit Bero eine Reise zu unternehmen, „wovon sprichst du?“

Wohin wollte er mich schicken? Warum musste es jetzt sein, warum durften wir nicht an seinem Krankenlager bleiben? Sollte ich nun endlich doch Handel treiben dürfen? Aber mit welchen Waren? Wo? Wie, mit wem? Oh, Herr im Himmel, ich kann das doch gar nicht! Ich will das auch nicht! Nicht um diesen Preis!

„Bero ... wird ... “

Er hörte auf zu sprechen und sah an mir vorbei.

Ich wandte mich erwartungsvoll um, musste jedoch einsehen, dass Vaters Interesse nicht Bero galt, der den Raum schon verlassen hatte.

Dafür war ein neuer Besucher eingetreten.

Ein fremdartig wirkender Mann mit Mantel, Tragesack, spitzem Hut, pechschwarzen Augen und ebenso dunklem, dichtem, gelocktem Haar. Das unter dem Hut hervor quoll, kaum die Ohren erkennen ließ und von den Wangen über das Kinn bis auf die Brust reichte.

Er kam auf uns zu und zog etwas aus dem Sack. Was es war, konnte ich nicht sehen – doch ich war mir sicher, dass es nichts Gutes bedeuten konnte.